

Eine Frau wartet... : Erzählung

Autor(en): **Scherer, Joh. P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 15

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einige Wochen nach diesem Gespräch kam der Briefträger das erstemal zu Frau Stähelin. Er brachte ihr Geld, Geld aus der Stadt, vom Sohne. Jeden Monat kam er von da ab pünktlich, brachte einmal eine grössere, einmal eine ganz kleine Summe. Und stolz zeigte die alte Frau den Nachbarinnen den Postabschnitt. «Herzliche Grüsse von deinem Sohn», stand darauf.

«Solche Kinder wünschen wir uns auch», sagten die Nachbarinnen.

Die Greisin lächelte. Mit einem Lächeln entschlummerte sie wieder. Und als die Sonne rot hinter die Berge sank, da war auch das Leben der alten Frau erloschen.

Man wunderte sich, dass der reiche Sohn aus der Stadt nicht zum Begräbnis gekommen war. Und als von Amts wegen der Nachlass der Greisin geordnet wurde, da suchte man vergeblich nach dem vielen Gelde, das sie bei ihrem bescheiden sparsamen Leben hinterlassen hatte. In einem alten, abgerissenen Portemonnaie fand man drei Franken. Als der Nachlass versteigert wurde, da fand

man unter den Kissen fein säuberlich geordnet und mit Band zusammengeheftet drei Päckchen Postquittungen. —

Drei Päckchen.

In dem einen waren die Postquittungen für das Geld, das die alte Frau fast jeden Monat an eine Deckadresse in der Stadt gesandt, kleine und grössere Summen, die ihr wieder zurückgesandt worden waren. Das zweite Päckchen nämlich enthielt die anderen Abschnitte. Auf jedem fand man fein säuberlich von der zitternden Hand der alten Frau die Worte geschrieben: «Herzliche Grüsse von deinem Sohne».

Das dritte Päckchen aber waren wieder Quittungen für den gleichen Betrag. Es war das Geld, das die Mutter abgespart hatte von ihrem Munde und jeden Monat in die grosse Stadt gesandt an den missratenen und doch so geliebten Sohn. An ihn, von dem die alte Frau immer wieder mit stolzem Lächeln gesagt: «Mein Sohn? Er ist der beste auf der Welt. Jeden Monat schickt er mir Geld, jeden Monat . . . »

Erich Metz.

EINE FRAU WARTET . . .

Erzählung von Joh. P. Scherer

Unter den Menschen, die mir aus ferner Kindheit im Gedächtnis geblieben sind, finde ich auch eine Frau, von der ich euch erzählen will, obwohl ihr Schicksal klein und nicht des Aufhebens wert ist. Die Frau ist tot, ihr Name wurde vom Wind der enteilenden Zeit verweht, und das Haus, in dem sie wohnte, ist längst abgerissen worden.

Dieses Haus war in unserm Viertel allgemein als die Wanzenburg bekannt. Doch sei gesagt, dass es ganz ungerechtfertigt so genannt wurde, es war sauber, aber sehr baufällig und verwittert. Sonderbare Menschen wohnten darin, Menschen, von denen ich euch vielleicht ein andermal erzählen werde, denn heute will ich nur von Frau Fischer berichten.

Immer wenn dieser Name mir einfällt, bedrängen mich Erinnerungen an ferne und vergangene Tage, und ich sehe: ein altes Gebäude. Schwer und düster. Die Abendsonne fällt im Versinken darauf, manchmal blitzt eine Scheibe, die bewegt wird,

hell und dringend auf. Und auf einmal wird ein Fenster geöffnet, und eine scherbelnde Stimme ruft, mahnend und lockend: Dorelii! Doreliiii! Einige Minuten später kommt, leise und kläglich die Antwort: Miau . . .

Das war Frau Fischer, die ihre Katze zum Essen rief. Frau Fischer war eine sehr alte Frau, viel über siebzig, mit weissen, schütterten Haaren, schmalen Gesicht, so humpelte sie, Tag für Tag einen Leiterwagen hinter sich herziehend, von Haus zu Haus und bot frische Eier an.

Sie bewohnte in der Wanzenburg zwei kleine Mansardenzimmer. Ihr Mann war Bauarbeiter gewesen, ein versoffener Kerl, der sie oft prügelte und dessen Jähzorn auch dem kleinen Sohn Karl das Leben schwer machte — bis Fischer eines Tages vom Gerüst stürzte und tot nach Hause gebracht wurde. Damals hatte Frau Fischer keine Katze, damals erschöpfte ihr ganzes Gefühl sich für Karl, erst als dieser sie verliess und die Ein-

samkeit sich drückend und schwer um sie legte, nahm sie Doreli zu sich.

Karl wurde ein Tunichtgut. Ich weiss nicht, wann und wie er auf die schiefe Bahn geriet, ich weiss nur, dass er eines Tages zu trinken begann, nicht mehr arbeitete und durch dieses Nichtstun in das Dasein eines Kleinkriminellen gespült wurde. Die Stationen eines solchen Lebens: Gefängnis, Versorgung, wieder Gefängnis und wieder Versorgung, unterbrochen nur von kurzen Zeiten, in welchen er sich der Freiheit erfreuen durfte — er durchlief sie alle. Es war eine dunkle Kette von kleinen Vergehen, die ihm wenig einbrachten und für die er hart büssen musste. Man sah ihm an, dass etwas mit ihm nicht in Ordnung war: klein und untersetzt, mit breiter Brust und kraftvollen Armen, hatte er etwas Tierisches an sich, ein Eindruck, der durch das Gesicht nur noch verstärkt wurde: es war breit, mit kurzer Stirne, knolliger Nase und zwei dumpfen Augen, aus denen das Leben wie ein Gefangener sah. Und doch war in ihm etwas Gutes: seine Anhänglichkeit an die Mutter. Immer wieder flüchtete er sich zu ihr, es war, als hoffe er stets von neuem, in ihrem Glauben an ihn Schutz und Geborgensein zu finden. Denn Frau Fischer zweifelte nie daran, dass ihr Sohn eines Tages ein rechtschaffenes Leben beginnen werde, sie glaubte an Karl, und in ihrer Nähe durfte keine herabsetzende Bemerkung über ihn gemacht werden, sonst wurde sie recht zornig und angriffig.

Eines Tages, nachdem er viele Monate fort gewesen war, tauchte Karl wieder auf: bleich und abgezehrt. Er quartierte sich bei seiner Mutter ein und schien nun wirklich gut tun zu wollen. Jedenfalls erklärte er, dass er arbeite, und ging am frühen Morgen fort, um erst abends wieder nach Hause zu kommen. Aber seine Mutter war die einzige, die an Karls plötzliche Besserung glaubte, die andern Hausbewohner hielten an ihrer Ueberzeugung, es stecke etwas Verbotenes dahinter, fest. Karl spürte die Abneigung der Leute, kümmerte sich aber nicht darum, weil niemand dieser Abneigung offenen Ausdruck zu geben wagte. Dieser Zustand dauerte ein Jahr. Frau Fischer war glücklich. Dann aber wurde sie krank. Niemand hülpte mehr, den wackligen Leiterwagen hinter sich herziehend, eifrig von Haus zu Haus, und niemand rief mehr nach dem Doreli. Die Leute hatten Mitleid mit ihr und besuchten sie täglich, kochten ihr leichte Speisen oder räumten das Zimmer auf — aber nur, wenn Karl nicht anwesend war.

Und dann ereignete sich etwas. Es war im Vorfrühling, schon wurden die Tage wärmer und der Wind wehte lau, da tauchten eines Abends zwei Polizisten auf und fragten die im Gang plaudernden Frauen nach Karl Fischer. Die Frauen wussten, dass Karl zu Hause war, und während sie Auskunft gaben, schlich eine von ihnen davon, klopfte Karl heraus und sagte ihm flüsternd, dass die Polizei nach ihm verlange. Karl war vernünftig, vielleicht dachte er an seine kranke Mutter und wollte ihr Aufregungen ersparen, darum ging er widerstandslos mit. Von da an sah ihn niemand mehr.

Zwei Stunden später ging Frau Hummel, eine sehr energische Frau, zu Frau Fischer, um ihr, wie jeden Tag, eine Suppe zu kochen und das Zimmer aufzuräumen. Und während sie sich eifrig beschäftigte, sagte sie so nebenbei, als sei es ihr gerade eingefallen: «Ach ja, Frau Fischer, Karl lässt Sie grüssen. Er hat eine Stelle auswärts angetreten und wird Ihnen dann schreiben.»

«Danke», antwortete Frau Fischer und lächelte still, «ich habe es mir gedacht, als er nicht zurückkam.»

Frau Hummel atmete erleichtert auf. Gottseidank glaubt sie es, dachte sie zufrieden. Und als sie ihre Arbeit gemacht hatte, wünschte sie der kranken Frau eine gute Nacht und wollte gehen. Sie stand schon unter der offenen Türe, da hörte sie plötzlich die leise Stimme von Frau Fischer: «Karl ist verhaftet worden, ich weiss es.»

Frau Hummel erschreckt, als habe man sie auf etwas Verbotenen ertappt. Die Türfalle in der Hand, drehte sie sich um und fragte fassungslos: «Aber wieso . . . ?»

«Ich bin doch seine Mutter. Glaubten Sie denn, man könne mich belügen?» fragte Frau Fischer — dann lächelte sie von neuem: «Er kommt schon wieder. Ich habe keine Angst.»

Frau Hummel ging — und Frau Fischer wartete von neuem. Sie wurde wieder gesund. Noch oft hörten wir ihre Stimme, wenn sie dem Doreli rief — denn die Stimme ihres einsamen Herzens, das nach dem Sohn verlangte, die konnten wir nicht hören. Und eines Tages starb sie leicht und friedlich. Nachdem sie so viele Jahre vergeblich auf ihren Sohn gewartet hatte. Ist das nicht eine einfache Geschichte? Sie hat keine Pointe, keine aufregenden Verwicklungen, ach, es fehlen ihr sogar die grossen Worte — und doch: es liegt so viel darin. Es ist ein Leben darin und viele Liebe. Kann man denn mehr von einer kleinen Geschichte verlangen?